

Ein Jahr vor seinem Tod, 1973, wurde Josef Krips in Wien zu einem Vortrag eingeladen. Der Lebensbericht, den der Dirigent damals gab, war so fesselnd, dabei auch so ergreifend und zu Herzen gehend, daß der Gedanke nahe lag, den erfahrungsreichen Musiker zur Abfassung von Memoiren anzufragen. Josef Krips (1902-1974) hinterließ jedoch keine schriftlichen Lebenserinnerungen. Dafür hat er aber in seinen letzten Lebenstagen, in den Zeiten, als er wegen seiner Erkrankung nicht mehr dirigieren durfte, viel aus seinem Leben erzählt – und diese Erzählungen wurden auf Tonband festgehalten. Harrietta Krips, die Witwe des Musikers, hat aus diesem Material eine Lebensdarstellung geformt, sie hat dazu auch noch weitere Zeugnisse wie Briefe, Notizen, Partitur-Eintragungen usw. verwendet und alles zusammen mit vielen erklärenden Fußnoten versehen.

Josef Krips war ein blendender Erzähler, und wenn man ihn auf ein Thema gebracht hatte, das ihn interessierte, dann „sprudelte“ es förmlich aus ihm hervor. Ich selbst hatte einmal Gelegenheit, dieser sprudelnden Quelle zu lauschen, als ich ihm für einen „FonoForum“-Artikel ein paar Fragen über seine Interpretation von Mozarts „Entführung“ stellen sollte. Es kam dann ein Monolog von mehreren Stunden zustande, von dem mir heute noch viele kluge Äußerungen über das „Singen“ und „Atmen“ in der musikalischen Interpretation unvergessen geblieben sind.

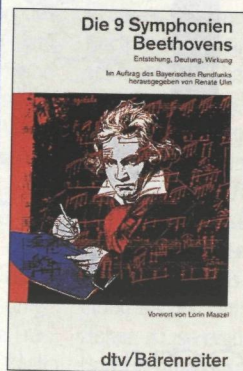
Der lockere, spontane Erzählton (in der Ich-Form) beherrscht das Buch, gibt ihm seine unkomplizierte, eigenwillige Prägung. Der Leser muß freilich mitunter das Sprung- und Splitterhafte des Berichts in Kauf

nehmen. Trotzdem – das imponierende Bild eines reichen, tätigen Künstlerlebens wird auch in dieser Darstellung erkennbar.

Erstaunlich, mit welcher Noblesse Krips über jene Kränkungen hinweggeht, die ihm seine Heimat zugefügt hat: die bitteren Erfahrungen in der Nazi-Zeit, sein Weggang von Wien 1950, als er – völlig unbegründet – der kommunistischen Kollaboration verdächtigt wurde (weil er in der Sowjetunion dirigiert und zeitgenössische russische Komponisten aufgeführt hatte), ebenso das Jahr 1955, als man „vergaß“, den Mann, der den

Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks unter der Leitung von Lorin Maazel werden am 16./17. und 19. Februar 1995 sowie am 2./3. März 1995 im Münchner Herkulesaal alle neun Sinfonien Beethovens aufführen. Anlaß ist der 225. Geburtstag des Komponisten und die Tatsache, daß die Konzertbesucher in München und Umgebung damit erstmals Gelegenheit haben, alle Sinfonien des Komponisten innerhalb weniger Tage mit denselben Ausführenden zu erleben. Publizistisch begleitet und vertieft wird der Münchner Beethoven-Zyklus des BR mit einem eigenen für diesen Anlaß konzipierten Buch mit Aufsätzen zu den einzelnen Sinfonien, Werkerläuterungen und Notenbeispielen, das im Buchhandel und vor Konzertbeginn zum Preis von DM 24,90 erhältlich ist.

Die 9 Sinfonien Beethovens, Hg. von Renate Ulm, 280 S., dtv/Bärenreiter TB 30458



musikalischen Wiederaufbau Wiens nach 1945 fast im Alleingang geleistet hatte, zu den Eröffnungsvorstellungen des Opernhauses einzuladen.

Josef Krips, dessen feinfühliges Mozart-Interpretation in aller Welt Bewunderung hervorgerufen hat – Glenn Gould ist ein prominentes, immer wieder genanntes Beispiel, vor kurzem hat auch John Eliot Gardiner ein Krips-Bekenntnis abgegeben –, war ein großer Humanist, ein gütiger, hochmoralischer Mensch ohne Eitelkeit und Allüren. Und dazu auch ein echtes musikalisches Urtalent, das schon in Jugendjahren durch seine fabelhafte Gabe, alles „im Kopf“ zu haben, auffiel. Lehrjahre bei Felix von Weingartner, Tätigkeit in Karlsruhe, Begegnungen mit Richard Strauss, die Wiener Oper, die Salzburger Festspiele, England, Amerika, schließlich der ganze musikalische Globus – darüber wird lebendig, auch humorvoll berichtet. Und auch eine Fülle von Wahrheit und Weisheit ist darin enthalten. Viele Bilder, ein Repertoireverzeichnis sowie eine Diskographie ergänzen den umfangreichen Band. Das wertvollste Dokument bleibt jedoch der Wiener Vortrag vom 26. November 1973, der als CD von einstündiger Spieldauer dem Buch beigegeben wurde. Ein berührendes Zeugnis eines jener Menschen, die sich – ganz im Sinne Mozarts – „Lieb' und Tugend“ zum Eigentum gemacht haben.

Clemens Höslinger

Josef Krips: Ohne Liebe kann man keine Musik machen. Erinnerungen.

Hg. von Harrietta Krips.

Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1994, 575 S., (zzgl. CD) DM 123,-

Ligeti analytisch aufgedröselte: Der Moderne-Musik-Spezialist Ulrich Dibelius, Freund des ungarischen Exil-Komponisten, gibt sich in seiner Ligeti-Monographie erst gar nicht mit den Niederungen einer Musiker-Biographie ab. Er macht sich gleich übers Eigentliche her, stürzt sich mit musikologischem

Heißhunger (allerdings selten bis in letzte Details) aufs Œuvre selbst. Ergebnis ist eine Art Ligeti-Konzertführer für Anspruchsvolle: Jedes der gut 40 Werke seit der Flucht Ligetis 1956 aus Ungarn sowie auch die wichtigsten Stücke aus der Zeit davor werden kommentiert, paraphrasiert und in ihrer Eigenart gewürdigt.

Dibelius hält sich dabei in elf Kapiteln (angehängt ist ein Gespräch mit Ligeti über Ästhetik) mehr oder weniger an die Chronologie – aber er faßt auch immer mal wieder



Werkgruppen wie etwa Streichquartette oder Orchestrales zusammen. Ausführungen über allgemeine Themen eröffnen die einzelnen Kapitel und sind auch der essayistisch verbindende Kitt zwischen den einzelnen Werken. Aber was Dibelius da übers „Leeregefühl des Erschöpfseins“ nach einer großen, kräfteaubenden Arbeit philosophiert; über den Kulturbetrieb; die für Musiker so magische Zahl „Vier“; den Grund, warum es gerade in der Moderne so viele Requiem-Vertonungen gibt: Das alles ist zwar treffend, aber nicht wirklich überraschend neu oder gar originell.

Die Stärke des Buches liegt in der paraphrasierenden Beschreibung der Einzelwerke, der Deutung einzelner Phänomene, der Einordnung der Werke in Tradition und Umfeld. Hier beginnen allerdings für den Normalleser die Probleme. Denn am besten liest man – trotz zahlreicher Notenbeispiele – diese Monographie mit der jeweiligen Partitur in der Hand. Andernfalls wird man die vielen meist äußerst brillant und mit einem ungeheuren Wortschatz-Feuerwerk geschriebenen Werkbesprechungen doch nach einiger Zeit müde: Ein Buch, das sich eher für Seminare und Musikhistoriker eignet als für den gebildeten Durchschnittsleser, der einfach mal in Ligetis Gedankenwelt hineinschnuppern will

– der ist besser bedient mit Ove Nordwalls zwar schon über 20 Jahre alter, aber noch immer packender Monographie, oder mit Wolfgang Burdes jüngst erschienenem Ligeti-Buch, das erstklassig über Biographie und Ästhetik Ligetis Aufschluß gibt.

Gelegentlich schlägt die Formulierungskunst von Ulrich Dibelius Kapriolen – „palimpsestisches Scheingeflecht zerrütteter Linien“ ist ein typisches Beispiel. Auch sonst wird man häufig das Gefühl nicht los, daß sich Dibelius gern als Mythologie moderner Musik betätigt – denn seine komplex verästelte Sprache, seine weich fließende Gedankenführung machen seinen Stil durchaus nicht immer einfach lesbar. Aber vielleicht hält ja Dibelius auch nichts davon, leicht verständlich zu sein. Daß er Phänomene wie fraktale Geometrie, afrikanische Musik oder etwa auch das Werk Conlon Nancarrow's letztlich wohl als bekannt voraussetzt, bestärkt diesen Zweifel. So ist die Monographie zwar als Nachschlagewerk für Experten gut geeignet – neue Freunde Neuer Musik wird sie allerdings wegen ihres künstlich selbst errichteten hohen Niveaus kaum gewinnen.

Reinhard J. Brembeck

Ulrich Dibelius: György Ligeti – Eine Monographie in Essays.

Schott Verlag, Mainz 1994, 299 S., zahlr. s/w-Abb., DM 68,-

Die scheinbare Vereinigung paralleler-gleichgerichteter Linien geschieht, wie man sagt, in einem Fluchtpunkt. Peter Gülke sieht seine Lebenslinien im Schatten von gesellschaftlicher Realität und politischem Wandel, aber doch stets in den einzig trostvollen, da Utopiehaltigen „Fluchtpunkt Musik“ münden. Und daß seine Flucht aus der einstigen DDR 1983 (auch) der Musik gegolten, daß er sie um ihretwillen für nötig gehalten hat, suggeriert der Buchtitel wohl zu Recht. Den Leser erwarten komplexe Tagebuchaufzeichnungen, sehr persönlich gehaltene Betrachtungen eines iden-

titätsgeschädigten Heimkehrers, der nach neunjähriger Abwesenheit wieder mit seiner Geburtsstadt Weimar, mit Menschen und Erinnerungen konfrontiert ist – auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Dabei trifft sich Beobachtungsgabe mit Fa-



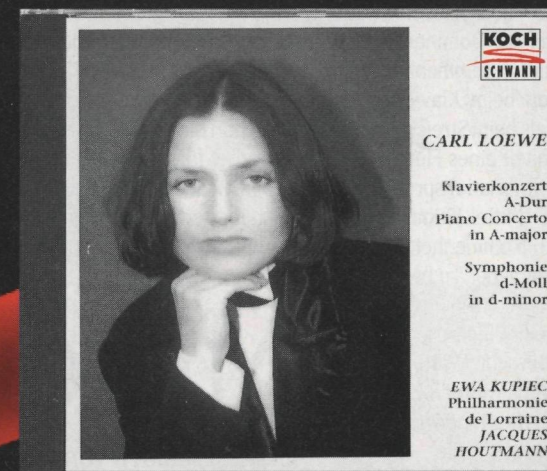
bulierlust, und sprachliches Feingefühl verleiht der Darstellung punktuell literarisches Profil. Woran jedoch kein Zweifel besteht: Gülke kehrte nach Weimar zurück, um dort, wo er Generalmusikdirektor gewesen war, wieder zu dirigieren. Im Zentrum des Buches stehen folgerichtig Gedanken eines Interpreten, der sich mit dieser und jener, meist zutiefst bekenntnisthafter Musik skeptisch auseinandersetzt – nicht ohne vom wissenschaftlichen Scharfblick des historisch bewanderten Musikforschers zu zehren. Werke Beethovens, Schuberts, Mahlers, Schostakowitschs, Hartmanns und Eislers prüft Gülke auf ihre Stimmigkeit, und die Resultate imponieren vielfach. Das umfangreichste Kapitel zeigt, daß der Autor auch Goethes gescheiterte „Tonlehre“ in ihren Voraussetzungen und Bedingungen kritisch zu hinterfragen weiß. Gülke hat seine geistige Universalität bisher nirgends so umfassend nachgewiesen – trotz vieler Publikationen und Einzelbeiträge zu speziellen Fragestellungen, die zusammengekommen ebenfalls das hier bestätigte Bild eines zur Reflexion hochbegabten Zeitgenossen ergeben.

Volkmar Fischer

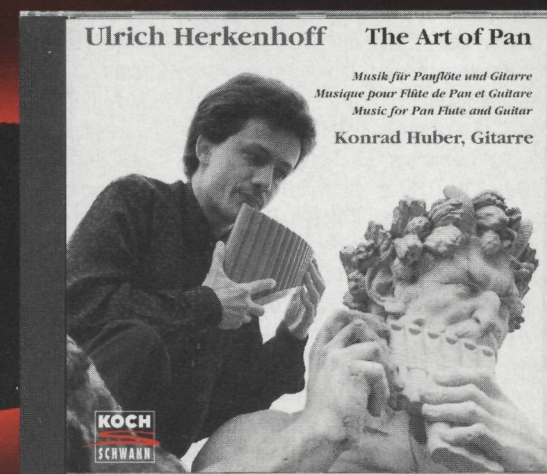
Peter Gülke: Fluchtpunkt Musik. Reflexionen eines Dirigenten zwischen Ost und West.

Bärenreiter/Metzler Verlag, Kassel, Stuttgart und Weimar 1994, 192 S., DM 38,-

**KOCH
SCHWANN**



CD: 315 392



CD: 315 312

Fordern Sie bitte unseren kostenlosen Gesamtkatalog an.

**KOCH
Classics**

D: 80336 MÜNCHEN,
HERMANN-SCHMID-STR. 10
A: 6600 HÖFEN, POSTFACH 24
CH: 9202 GOSSAU, POSTSTR. 10